

Ein Meer aus toten Fischen

An den Stränden der griechischen Hafenstadt Volos liegen Millionen verendeter Süsswasserfische

ELENA PANAGIOTIDIS

Die griechische Hafenstadt Volos ist dieser Tage Schauplatz eines grossen Massensterbens. Tote Fische, so weit das Auge reicht. Sie erstreckten sich mehrere Tage über einige Kilometer entlang der Küste, des Pagasitischen Golfs, der von Hotels und Ferienhäusern gesäumt ist. Der Gestank sei unerträglich, sagte Bürgermeister Achilleas Beos.

Die Süsswasserfische sind durch den Fluss Xeria in den Hafen von Volos gespült worden. Es handelt sich laut Experten um Nachwirkungen der massiven Überschwemmungen vom Vorjahr, die der Sturm «Daniel» ausgelöst hatte. Die thessalische Tiefebene wurde in einen riesigen See verwandelt.

Die Überflutung füllte auch den nördlich von Volos gelegenen Karla-See wieder auf, der Anfang der sechziger Jahre zur Bekämpfung der Malaria abgelassen worden war. Laut Medienberichten scholl der See zunächst auf das Dreifache seiner normalen Grösse an, er lief über. Nachdem das Wasser wieder zurückgegangen war, wurden die Süsswasserfische in den Hafen von Volos getrieben, der in das Ägäische Meer und den Pagasitischen Golf mündet. Dort können sie nicht überleben. Laut einem Professor für aquatische Umwelt sind die Fische hauptsächlich an Sauerstoffmangel gestorben.

95 Tonnen Fisch eingesammelt

Andere weisen darauf hin, dass nach den Überschwemmungen vom Vorjahr ein giftiger Cocktail aus Pestiziden und Chemikalien entstanden sei, der in Verbindung mit den hohen Temperaturen in diesem Jahr bereits zu einem Fischsterben führte. Fieberhaft wird versucht, die betroffenen Gebiete zu säubern. Bis Donnerstag wurden 95 Tonnen verendeter Fische im Hafen von Volos und an den Stränden eingesammelt.

Die lokalen Behörden haben Fischtrawler und Bagger gechartert. Sie beklagten im Fernsehen, dass deutlich mehr Maschinen und Boote benötigt werden. Denn für das Wochenende wird



Eine Drohnenaufnahme zeigt tote Fische im Schutznetz an der Mündung des Xeria-Stroms bei Volos. Das Netz wurde erst angebracht, nachdem schon Millionen Tiere verendet ins Meer gespült worden waren.

HATZIPOLITIS NICOLAOS / EPA

ein Sturm erwartet, der zu Überschwemmungsproblemen führen könnte. Nicht nur Spezialgeräte kommen zum Einsatz, auch einzelne Helfer versuchen, die toten Fische zu bergen. Einerseits werden Fische verbrannt, andererseits an Land gesammelt und auf einer Deponie entsorgt. Noch ist unklar, welche Auswirkungen das auf die lokale Umwelt haben wird.

Am Freitagmorgen wurde kurz vor der Einmündung des Xeria-Flusses in den Pagasitischen Golf ein zweites Netz ausgelegt, um die Fischflut einzudämmen. Es soll das erste Netz verstärken, das bereits unter grossem Druck steht, wie der Fernsehsender ERT berichtet. Mittlerweile hat die Suche nach Verant-

wortlichen begonnen. Experten sagen, dass an der Mündung des Flusses viel früher ein Netz hätte angebracht werden müssen. «Sie haben das Offensichtliche nicht getan, nämlich ein Schutznetz anzubringen», sagte Bürgermeister Beos an staatliche Stellen gerichtet. Zu seiner eigenen Rolle äusserte er sich nicht.

Die Gäste bleiben aus

Die Staatsanwaltschaft des Obersten Gerichtshofs hat eine dringende Untersuchung des Vorfalls angeordnet. Es müsse geklärt werden, wer die strafrechtliche Verantwortung für die Situation trage. Dabei gehe es nicht nur um die letzten Tage, sondern auch um mutmass-

liche Versäumnisse der letzten Monate. Auch der Handelsverband von Volos reichte Klage ein.

Besonders für Restaurantbesitzer und Hoteliers ist die Situation schwierig. Betreiber der normalerweise gutbesuchten Fischrestaurants schilderten in den Medien, dass die Gäste ausbleiben. Laut der Handelskammer von Volos sind die Handelsaktivitäten entlang der Strandpromenade von Volos in den letzten Tagen um 80 Prozent eingebrochen. In einer Mitteilung der Kammer heisst es: «Ein starker Gestank entlang der Strandpromenade ist sowohl für die Bewohner als auch für die Besucher abstoßend... ein schwerer Schlag für den Tourismus in Volos.»

Elefanten gegen Hungersnot

Namibia lässt Wildtiere töten – Tierschützer wittern ein Politikum

LEONIE C. WAGNER

Die namibische Regierung hat einen drastischen Beschluss gefasst: Das südafrikanische Land will über 700 Wildtiere zum Abschuss freigeben. Um den Hunger im Land zu stillen, sollen Elefanten, Antilopen, Büffel, Zebras und Gnus geschlachtet werden. Tierschützer sprechen von der grössten Wildtiertötung in der Geschichte Namibias. Die Massnahme sei notwendig und stehe im Einklang mit dem verfassungsrechtlichen Auftrag, «natürliche Ressourcen zum Nutzen der namibischen Bevölkerung einzusetzen», wie das Ministerium für Umwelt, Forstwesen und Tourismus am Montag mitteilte. Das Fleisch der geschlachteten Wildtiere soll an die hungerrnde Landbevölkerung verteilt werden.

Wie viele südafrikanische Länder kämpft auch Namibia mit den Folgen einer Dürre. Seit Monaten hat es kaum geregnet, bereits 84 Prozent der namibischen Nahrungsvorräte sind ausgeschöpft, wie die Uno in der letzten Woche bekanntgab. Im Mai hatte Namibia den Notstand ausgerufen, es handele sich um die schlimmste Dürre seit 100 Jahren. Experten erklären die Trockenperiode mit dem Wetterphänomen El Niño, das in einigen Teilen der Welt zu wärmerer, trockenerer Witterung führt und in diesem Jahr besonders stark ausgeprägt sei.

Verzehr ist kein Novum

Die namibische Regierung beruft sich in der Erklärung jedoch nicht nur auf die Hungerkrise. Nahrungs- und Wasserknappheit würden auch Konflikte zwischen Menschen und Wildtieren schüren. Auf der Suche nach Wasser würden Tiere vermehrt in menschliche Siedlungen vordringen und die Bevölkerung in Gefahr bringen. Bisher sind laut Regierung bereits 157 Tiere in verschiedenen Nationalparks erlegt und knapp 57 000 Kilogramm Fleisch an die Bevölkerung verteilt worden. Insgesamt sollen 723 Tiere von professionellen Jägern getötet werden, darunter 83 Elefanten, 300 Zebras, 30 Flusspferde, 50 Impalas, 60 Büffel und 100 Streifengnus.

Der Verzehr von Wildtieren ist in Namibia kein Novum. Laut einem Bericht der Regierung werden in Namibia bereits seit längerem einige der Tierarten gegessen, die nun auf der Abschussliste stehen. Dazu gehören Zebras, Steifengnus und Impalas. Auch in anderen Ländern der Welt sei der Verzehr von Wildtieren verbreitet, so Rose Mwebaza, Direktorin des Afrikabüros des Umweltprogramms der Vereinten Nationen, in der «New York Times». Solange die Tötung der Tiere im Einklang mit nationalen und internationalen Verpflichtungen und Gesetzen stehe, bestehe kein Grund zur Sorge.

Ein Wahlkampfeschen?

Unterdessen schlagen Tierschützer Alarm. Die Organisation Elephant-Human Relations Aid (EHRA) schreibt in einer Petition von der «grössten Massentötung wilder Tiere in der Geschichte Namibias». Sie fordert die Regierung auf, das Vorhaben zu stoppen und nach alternativen Lösungen zu suchen. EHRA wirft der Regierung vor, den Beschluss ohne gesicherte Erkenntnisse zu den Auswirkungen gefasst zu haben. Es gebe keine aktuellen Wildtierzählungen, auch keine Prüfung der Folgen für Umwelt und Wirtschaft. Ausserdem bestreitet die Organisation, dass Wildtiere mit dem Vieh und der umliegenden Bevölkerung um Ressourcen konkurrieren würden. Die Haltung von Rindern und Ziegen sei innerhalb der Grenzen von Nationalparks gar nicht erlaubt.

Auch verweist EHRA auf die diesjährigen Wahlen in Namibia. «Die regierende Swapo-Partei ist mit zunehmender Ablehnung seitens der Wähler konfrontiert», heisst es in der Petition. Die South-West Africa People's Organization beziehe ihre Stimmen vor allem aus der ländlichen Bevölkerung, die mit dem neuen Beschluss von der Verteilung des Wildfleischs am meisten profitieren würde.

Jugendliche greifen deutlich seltener zum Kondom

Ein Bericht der WHO zeigt, wo in Europa eher Verhütungsmittel verwendet werden

LIA PESCATORE

Das Kondom hat viele Vorteile: Es ist günstig, schützt verlässlich vor Schwangerschaft und Geschlechtskrankheiten und ist ohne ärztliches Rezept im Supermarkt oder Kiosk zu kaufen. Das Kondom gilt als ideale Verhütungsmittel, besonders für Einsteiger. Doch die Jugendlichen greifen heute seltener als früher zu dem Verhütungsmittel. Zu diesem Schluss kommt ein neuer Bericht der WHO.

Er ist Teil einer umfassenden Gesundheitsstudie unter Jugendlichen. Zwischen 2014 und 2022 wurden im Vier-Jahres-Rhythmus 15-Jährige aus 42 Ländern in Europa, Zentralasien und Kanada zu ihrem sozialen Umfeld, zu ihrem Gesundheits- und ihrem Sexualverhalten befragt.

Lücken bei sexueller Aufklärung

Die Erkenntnis nach acht Jahren und drei Umfragen: Jugendliche verhüten seltener als früher. 2014 gaben 70 Prozent der sexuell aktiven Jungen an, beim letzten Geschlechtsverkehr ein Kondom verwendet zu haben. 2022 waren es nur noch 61 Prozent. Bei den jungen Frauen sank der Wert im gleichen Zeitraum von 63 Prozent auf 57 Prozent. 26 Prozent der Befragten gaben an, sich mithilfe der Pille vor einer Schwangerschaft zu schützen.

Übrig bleiben noch fast 30 Prozent der Jugendlichen, die beim letzten Geschlechtsverkehr laut eigenen Angaben weder mit Pille noch mit Kondom verhüteten. Das bedeutet jedoch nicht, dass diese ungeschützten Sex hatten. Der Ge-

brauch anderer Verhütungsmethoden, etwa der Spirale oder des Rings, wurden im Bericht nicht abgefragt. Die Rate der Jugendlichen, die auf Pille und Kondom verzichteten, blieb konstant.

Das WHO-Regionalbüro Europa, von dem der Bericht stammt, findet die Rate «besorgniserregend hoch»: Sie setze junge Leute einem erheblichen Risiko sexuell übertragbarer Infektionskrankheiten und ungewollter Schwangerschaften aus, heisst es warnend. Derweil steigen die Fallzahlen von Gonorrhö, Syphilis und Chlamydien europaweit bereits an.

Die Autoren des Berichts halten sich damit zurück, die Ursachen für die Entwicklungen zu ergründen. Sie stellen auf regionaler, aber auch auf Ebene der Länder grosse Unterschiede beim Sexualverhalten der Jugendlichen fest. Während in Grönland 49 Prozent der 15-jährigen Mädchen schon Sex hatten, sind es in Kirgistan nur 2 Prozent. In Schweden verhüten die wenigsten jungen Männer mit Kondom (43 Prozent), in der Schweiz die meisten (77 Prozent). Der Bericht hält als Muster einzig fest, dass in Westeuropa, wo die Gleichstellung von Mann und Frau fortgeschrittener sei, mehr Jugendliche verhüten würden als im Osten Europas und in Zentralasien. Vielerorts bestünden Lücken bei der sexuellen Aufklärung und beim niederschweligen Zugang zu Verhütungsmitteln.

In Deutschland bestätigt sich dies. Die Jugendlichen nutzen immer seltener Kondome. Wie aus dem Bericht hervorgeht, gaben im Jahr 2022 59 Prozent der sexuell aktiven Buben und 58 Prozent der Mäd-

chen an, beim letzten Sex ein Kondom verwendet zu haben. 2014 waren es bei den Buben noch 13 Prozent beziehungsweise bei den Mädchen 10 Prozent mehr gewesen. In Deutschland ist die Antibabypille klar beliebter. Doch auch bei diesem Verhütungsmittel sank der Gebrauch von 68 Prozent auf 47 Prozent.

Kaum Aufklärung in Pandemie

Jan Gentsch, Leiter der Beratungsstelle Pro Familia in Köln, führt den markanten Rückgang unter anderem auf die Einschränkungen während der Corona-Pandemie zurück. Die Sexualkunde habe teilweise ausgesetzt werden müssen, sagte er dem WDR. «Bei Besuchen in Schulen stellen wir regelmässig fest, dass die 14- bis 16-Jährigen erschreckend wenig über den Schutz vor ungewollter Schwangerschaft und vor Geschlechtskrankheiten wissen», sagt er. Der Rückgang von 2014 bis 2018 lässt sich damit aber nicht erklären.

In der Schweiz ist die Situation spannender. Die Jugendlichen verhüten in der Schweiz so häufig mit Kondomen wie in keinem anderen der untersuchten Ländern. Aber auch hierzulande ist ein Rückgang festzustellen: Bei den jungen Frauen gaben 2022 71 Prozent an, beim letzten Mal Sex ein Kondom genutzt zu haben, bei den Männern waren es 77 Prozent. 2014 lag der Wert bei beiden Geschlechtern bei mehr als 80 Prozent.

Vera Studach, Leiterin der Schweizer Fachstelle Liebesexundsoweiter, stellt keine steigende Skepsis gegenüber Kondomen bei den Jugendlichen fest. Stu-

dach und ihre Mitarbeiter führen neben persönlichen Beratungen auch Kurse an Schulen durch. Das Kondom sei in der Schweiz breit etabliert und akzeptiert. Auch die Aids-Hilfe Schweiz halte die Situation im Allgemeinen nicht für besorgniserregend, sagt Florian Vock, Leiter Prävention, zu SRF. Er kritisiert den Fokus des Berichts auf das Kondom.

Laut Studach sind im Umgang mit Jugendlichen neben der Aufklärung über verschiedene Verhütungs- und Schutzmethoden auch Diskussionen über Themen wie Gleichstellung, Respekt und sexuelle Vielfalt relevant. «Sie müssen verstehen, dass Verhütung ein Thema ist, das nicht nur ein Geschlecht betrifft.» Kommunikation sei wichtig. In der WHO-Studie gaben im länderübergreifenden Durchschnitt 9 Prozent der Buben und 7 Prozent der Mädchen an, dass sie gar nicht wüssten, ob ihr letzter Sexualpartner ein Kondom genutzt habe.

Länderübergreifend zeigt sich, dass die Jugendlichen tendenziell später Sex haben, insbesondere Männer. Im Durchschnitt ist der Anteil derer, die sexuell aktiv sind, in den acht Jahren um 4 Prozentpunkte gesunken. Die WHO sieht diesen Rückgang als Teil eines grösseren Trends: Statistisch habe sich gezeigt, dass die Risikobereitschaft der Jugendlichen seit der Jahrtausendwende rückläufig sei. Die jungen Menschen hätten nicht nur später Sex, sondern tranken auch weniger Alkohol, kiffen und rauchten seltener. Doch sobald es dann doch zum Sex kommt, scheint die Risikobereitschaft bei einigen plötzlich wieder zurück zu sein.